

Das liegende Klassenzimmer

Frontalunterricht ist von gestern – so wie die Schulen, die dafür gebaut wurden. Für offenes Lernen sind heute offene Räume gefragt, in denen keiner mehr still sitzen muss. Doch auch bei der Architektur erweist sich der Föderalismus als Hindernis

VON JAKOB WETZEL

Am Besucher ist die Grundschule am Bauhausplatz mittlerweile gewöhnt. Im Juli 2017 ist ihr Schulhaus im Norden Münchens fertiggestellt worden, und seitdem haben sie bereits mehr als 300 Gruppen durch das Gebäude geführt, sagt Rektorin Michaela Fellner – im Schnitt etwa eine alle eineinhalb Werktage. Fellner hat mittlerweile verschiedene Führungen ausgearbeitet: Neben dem ausführlichen Rundgang gibt es auch diverse kürzere Varianten. Erst am Vortag waren Gäste aus Köln da, sagt die Rektorin, sie haben die sogenannte Spätführung erhalten. Für den Nachmittag haben sich drei weitere Gruppen angekündigt.

Michaela Fellner ist Rektorin einer Vorzeigschule. Denn Deutschlands Großstädte teilen ein Problem, ob Berlin, Hamburg, München oder Köln: Sie wachsen. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder steigt seit Jahren, die Städte brauchen und bauen zusätzliche Schulen – und immer mehr von ihnen wagen Neues: Sie wollen weg von der klassischen Flurschule, die mit ihren an langen Fluren aufgereihten Klassenzimmern wirkt wie in Beton gegossener Frontalunterricht. Gesucht sind neue Schulen, in denen neue, offenere Unterrichtsformen möglich sind. Und immer wieder geht der Blick nach München.

München baut nur noch nach dem Prinzip „Lernhaus“, andere Städte setzen auf Lernlandschaften

Denn die bayerische Landeshauptstadt hat sich selbst verordnet, neue Maßstäbe im Schulbau zu setzen. Neue Schulen werden hier gemäß zweier Stadtratsbeschlüsse von 2012 und 2015 nicht mehr als Flurschulen, sondern ausschließlich nach dem „Münchener Lernhauskonzept“ geplant – so wie die Grundschule am Bauhausplatz. Sie ist eine von vier nahezu baugleichen Schulen, die in verschiedenen Stadtbezirken errichtet worden sind. Von außen sehen sich die vier zum Verwechseln ähnlich: Jede ist drei Stockwerke hoch und von umlaufenden Balkonen umgeben, die als Fluchtwege dienen, damit der Platz im Inneren besser genutzt werden kann. Und wie es drinnen aussieht, zeigt Rektorin Fellner gerne bei einer Führung.

Der erste Eindruck: Die Schule ist offen, weitläufig und hell – und oben im ersten Stock liegen Erstklässler aus zwei Klassen gerade kreuz und quer auf dem Boden herum. Sie könnten sich auch auf Stühle setzen, auf ein Sofa oder einen Sitzsack, aber sie liegen eben am liebsten auf dem Boden, sagt Fellner. Mal steht eines der Kinder auf, bewegt sich ein bisschen und legt sich wieder hin, mal wälzt sich ein anderes auf den Rücken. Die anderen lassen sich nicht stören, sie füllen derweil ihre Arbeitsblätter aus – bis die Lehrerin dazukommt. Sie klingelt mit einer Glocke, sammelt die Blätter ein und teilt die Kinder klassenübergreifend neu ein: Die einen erhalten Förderunterricht in Deutsch, andere holen sich Bücher aus einem Regal. Wieder andere basteln kleine Hasenohren. Es herrscht normaler Unterricht im Lernhaus.

Hinter all dem steht die Idee, eine große Schule baulich und organisatorisch in mehrere Einheiten aufzuteilen. In der Grundschule am Bauhausplatz mit ihren derzeit 508 Schülerinnen und Schülern gibt es insgesamt fünf solcher Lernhäuser, sie sind kleine, vergleichsweise familiäre und weitgehend selbständige Schulen innerhalb der Schule. Jeweils vier Klassen haben einen eigenen Bereich und ein festes Lehrerteam mit eigenem Chef. Der Raum, in dem gerade die Kinder liegen, heißt Forum oder Marktplatz, er ist der Mittelpunkt eines Lernhauses. Um ihn herum verteilen sich Klassen- und Gruppenzimmer. Die Wände sind an mehreren Stellen raumhoch durch Glasflächen unterbrochen; so können die Lehrer sehen, was die Schüler tun, auch



Im Münchener Lernhaus sitzen die Kinder nicht nur im Klassenzimmer: Sie können sich in der „Marktplatz“ setzen wie in der Artur-Kutscher-Realschule – oder sich auf den Boden legen wie in der Grundschule am Bauhausplatz (unten). FOTOS: FLORIAN PELJAK (OBEN), ALESSANDRA SCHELLNEGER (UNTEN)

wenn sie gerade in einem anderen Raum unterrichten. Lange Flure gibt es keine.

Geschaffen sind diese Räume nicht für Frontalunterricht, sondern für offene Lernformen. Sie könne als Lehrerin nun viel besser differenzieren, erklärt Ulrike Sauer, die Leiterin eines der Lernhäuser. Gemeint ist: Wenn manche Kinder zum Beispiel schlechter lesen können als andere, kann sie mit diesen üben, während sich die anderen eigenständig neue Aufgaben suchen. „Sich selbst beschäftigen können die Kinder schon im Kindergarten“, sagt Sauer. „Wenn wir ihnen das nicht aberziehen, dann funktioniert das auch in der Schule.“

Das Lernhauskonzept ist nicht das einzige Modell, das zurzeit an die Stelle der traditionellen Flurschule tritt; andere Städte setzen etwa auf Lernlandschaften, wie sie unter anderem skandinavische Schulen etablieren haben. München aber steht hinter dem Lernhaus. Die Stadt investiert Milliarden, bis 2030 entstanden und entstehen derzeit 45 neue Schulen, weitere werden saniert – und Ziel ist stets das Lernhaus. Zehn Grundschulen, zwei Gymnasien und eine Realschule sind schon entspre-

chend errichtet oder umgebaut worden. Stadtschulrätin Beatrix Zurek (SPD) sagt, Lehrer berichteten seitdem von besserer Lernerfolgen der Schüler. Und auch wenn die Investitionskosten hoch sind, lohne sich das Konzept: So seien Lernhaus-Schulen sowohl für Inklusion ausgelegt als auch für die Ganztagsbetreuung. Kommt 2025 die geplante Ganztagsgarantie an Grundschulen, sei die Stadt bereits vorbereitet. Es gebe kaum noch reine Verkehrsflächen. Und weil der Platz im Haus vormittags und nachmittags komplett ausgenutzt werde, seien die Schulen platzsparender als etwa Halbtagschulen mit separatem Hort.

Die Länder sind zuständig für Lehrer, aber nicht für Gebäude – als ließe sich das trennen

München hat mittlerweile ein Standard-Raumprogramm für Lernhaus-Schulen zusammengestellt. In Einzelheiten werde hier noch nachgebessert, sagt Zurek – etwa wenn im Schulalltag auffalle, dass ein Kopierraum fehlt oder dass es ohne eine

zentrale Aula dann eher doch nicht geht. Aber das Prinzip bleibt gleich.

Mit ihrem Bekenntnis zum Lernhaus sei die Stadt München in eine Vorbildrolle geschlüpft, sagt Rainer Schewpe, Zureks Vorgänger als Münchner Stadtschulrat. Das Lernhaus sei dank seiner Flexibilität anderen Formen wie den Lernlandschaften überlegen, findet er. Und München sei zwar nicht die erste Stadt, die das Konzept verfolge. Aber als Großstadt werde sie besonders wahrgenommen.

Schewpe spricht dabei auch in eigener Sache: Er hat das Münchener Lernhauskonzept maßgeblich entwickelt. Jetzt ist er im Ruhestand und trägt das Modell als Politikberater in andere Städte. Zuletzt hat er in Berlin eine Arbeitsgruppe geleitet, die das Konzept des „Berliner Lern- und Teamhauses“ erarbeitet hat, aufbauend auf dem Münchener Vorbild. Berlin will bis 2026 für 2,8 Milliarden Euro bis zu 60 neue Schulen bauen. Die ersten Architektenwettbewerbe sind vorüber; Grundlage war jeweils das von Schewpes Gruppe entwickelte „Lern- und Teamhaus“. Die erste neue Grundschule soll im Jahr 2022 eröffnen.

Doch Berlin sei die Ausnahme, klagt Rainer Schewpe. Es sei zwar vieles in Bewegung. Doch im Schulbau herrsche hauptsächlich Stückwerk. „Es gibt einzelne tolle Schulen in Deutschland“, sagt Schewpe. „Aber dass Städte oder Länder ein verbindliches Konzept dafür entwickelt haben, das ist etwas Besonderes.“ Das liegt am System. Bildung ist Sache der Länder, zuständig für den Schulbau sind aber die Kommunen. Würden die Länder diesen ein Modell wie das Lernhaus vorgeben, müssten sie gemäß dem Konnexitätsprinzip – vereinfacht ausgedrückt: Wer etwas bestellt, bezahlt auch – dafür zahlen. Also halten sie sich zurück. Damit sind die Länder zwar zuständig für die Lehrkräfte, die auch für die Pädagogik, aber nicht für die Schularchitektur, ganz so, als ließe sich beides voneinander trennen. Und der Bund hätte sich sowieso heraus, denn Bildung ist Ländersache. „Das System, wie im Schulbau entschieden wird und wer mitredet, ist eine Katastrophe und organisierte Verantwortungslosigkeit“, klagt Schewpe. Neuerungen wie das Lernhauskonzept würden dadurch gehemmt.

Dabei scheint sich die Idee in der Praxis zu bewähren. Das sagt zumindest Regina Lotterschmid, und sie kennt den Unterschied. Seit 2011 leitet sie die städtische Artur-Kutscher-Realschule im Münchner Bezirk Moosach. Bis 2018 wurde dort das aus den Siebzigerjahren stammende Schulzentrum saniert und nach dem Lernhausprinzip umgestaltet. Die Schule mit ihren 718 Schülern ist innen nun knallgelb gestrichen und zählt vier Lernhäuser; je sechs Klassen teilen sich ein Forum, die Wände sind verglast. Und das Konzept habe gehalten, was es verspricht, sagt Lotterschmid – und zwar schon vor dem Umbau.

Nicht alle sind zufrieden, manche Lehrer fühlen sich wegen der Glaswände beobachtet

Einen ersten Versuch, nach dem Lernhausprinzip zu arbeiten, hätten sie noch im alten Gebäude unternommen, sagt die Direktorin – so gut es eben ging. Und in den sechs dafür ausgewählten Klassen sei tatsächlich kein einziger Schüler durchgefallen. Das Geheimnis sei die engere Beziehung zwischen Lehrern und Schülern im Lernhaus, glaubt Lotterschmid. Probleme würden schneller erkannt, und alle fühlten sich verantwortlich füreinander. Heute sei die Quote der Sitzbleiber in der ganzen Schule um 45 Prozent niedriger als vor dem Umbau. Da sei sie mit bis zu 50 Schülern im Jahr recht hoch gewesen.

Perfekt ist das Schulhaus freilich nicht. Die Schule sei bei der Gestaltung nicht eingebunden worden, sagt die Direktorin. Manches im Haus scheint eher der optischen Wirkung geschuldet; die Wände mit den Schließfächern etwa, die weit nach oben reichen. Die oberste Reihe Schließfächer ist auch für ältere Schüler kaum zu erreichen. Die Fächer stehen leer.

Mehrere Lehrer würden auch mit der Architektur fremdeln, räumt Lotterschmid ein. Manche fühlten sich wegen der Glaswände beobachtet; im Personalrat werde daher immer wieder der Vorschlag laut, die Glaswände zu bekleben. Aber das komme nicht infrage. „Für Lehrer, die alleine arbeiten wollen, ist das hier nichts“, sagt auch Michaela Fellner, die Rektorin der Grundschule am Bauhausplatz. Man müsse im Team arbeiten und kompromissbereit sein. Doch große Widerstände gebe es im Kollegium nicht, im Gegenteil. „Ich habe noch nie erlebt, dass sich Lehrer an einer Schule bewerben. Die meisten wollen eher weg“, sagt Fellner. Jetzt aber erhalte sie Bewerbungen per Email und am Telefon. Und Vertretungslehrer, die an ihrer Schule ausfallen, würden fragen, ob sie bleiben könnten. „Die Lehrer sind hier entspannter“, glaubt Fellner. Und es gebe weniger Konflikte. „Weil die Kinder mehr und mehr Chefs ihres eigenen Lernens sind.“